

(Nachdruck verboten.)

59]

Die Mutter.

Roman von Magim Gorki. Deutsch von Adolf Heß.

Sie schritten ohne Hast in der Morgendämmerung auf dem Waldwege vorwärts, und die Mutter, die hinter Sophie ging, sagte:

„Das alles ist so schön . . . wie im Traum, so schön! Die Leute wollen die Wahrheit wissen! Das ist gerade so, wie an einem hohen Feiertag in der Kirche vor der Frühmesse . . . Der Geistliche ist noch nicht da, im Gotteshaus ist es dunkel und still, das Volk aber versammelt sich schon. Hier und da werden die Dichter vor den Heiligenbildern angezündet — allmählich wird die Dunkelheit vertrieben, und im Gotteshause wird es hell.“

„Das ist richtig!“ erwiderte Sophie fröhlich. „Nur ist das Gotteshaus hier — die ganze Erde!“

„Die ganze Erde!“ wiederholte die Mutter, nachdenklich den Kopf wiegend. „Das ist so schön, daß man es kaum glauben kann . . . und Sie haben so schön gesprochen! Und ich fürchtete, Sie würden ihnen nicht gefallen . . .“

Sophie schweig einen Augenblick und antwortete dann leise und traurig:

„Bei ihnen wird man einfach . . .“

Und plötzlich rief sie noch trauriger:

„Und das haben wir alle so nötig — einfach zu sein . . . einfach!“

Sie unterhielten sich über Rybin, über den Kranken und über die Burschen, die so aufmerksam zugehört und so ungeschickt, aber beredt ihre Freundschaft durch kleine Liebesdienste den Frauen gegenüber ausgedrückt hatten. Sie gelangten auf das freie Feld. Vor ihnen ging die Sonne auf. Noch unsichtbar für das Auge, breitete sich am Himmel ein durcheinanderlicher Fächer von rosigen Strahlen aus, und Taupfropfen erglänzten im Grase und spiegelten in ihrem bunten Funkeln frische Frühlingstrennen wieder. Die Vögel erwachten und belebten den Morgen mit lustigem Gesang. Geschäftig krächzend und schwerfällig mit den Flügeln klatschend, flogen dicke Raben dahin, im Winterkorn hüpfen schwarze Saatfrähen und tauschten abgerissene Bemerkungen aus, irgendwo piff eine Goldamsel. Die fernen Weiten öffneten sich und zogen vor der Sonne die nächtlichen Schatten von ihren Hügel.

„Manchmal spricht jemand fortwährend, und man versteht ihn nicht, bis es einem glückt, ihm ein einfaches Wort zu sagen, das plötzlich alles erleuchtet!“ sagte die Mutter nachdenklich. „So ist es auch mit diesem Kranken . . . ich habe es gehört und weiß selbst, wie die Arbeiter in den Fabriken und überall leben . . . daran gewöhnt man sich von klein auf, und es rührt einen nicht weiter . . . Der Mensch aber hat mit einemmal etwas so Schimpfliches, so Schändliches gesagt . . . Herrgott! Geben wirklich die Menschen ihr ganzes Leben deswegen der Arbeit hin, damit die Herren sich Albernheiten erlauben? . . . Dafür . . . gibt es keine Rechtfertigung.“

Die Gedanken der Mutter verteilten bei diesem Fall, der durch seinen stumpfen, frechen Glanz eine Reihe ähnlicher, ihr bekannter Ungeheuerlichkeiten ins rechte Licht setzte.

„Sie sind offenbar übersättigt und ihnen ist übel! Ich weiß, ein Landeshauptmann hat die Bauern gezwungen, sein Pferd zu grühen, wenn es durchs Dorf geführt wurde; wer nicht grühte, wurde eingesperrt . . . Wozu war das nötig? Das begreift man nicht! . . .“

Sophie sang halblaut ein morgenfrisches Lied . . .

IV.

Nilownas Leben floß sonderbar ruhig dahin. Diese Ruhe erregte bisweilen ihre Verwunderung. Ihr Sohn sah im Gefängnis, sie wußte, daß schwere Strafe seiner wartete, aber jedesmal, wenn sie daran dachte, rief ihr Gedächtnis ihr wider Willen Andrej, Fedja und all die übrigen Personen vor die Augen. Die Gestalt ihres Sohnes sog die alle seiner Schicksalsgenossen in sich auf, wuchs, floß auseinander und hinderte sie bei einem einzelnen Gegenstand zu verweilen,

so daß der Kummer und die Besorgnis um den Sohn sich nicht zu einem bestimmten Gedanken verdichten konnte.

Sophie verreiste bald, kehrte nach fünf Tagen munter und lebhaft zurück und verschwand nach einigen Stunden abermals. Es schien, als wenn sie sich in Kreisen bewegte und bisweilen nach ihrem Bruder sah, um seine Wohnung mit ihrem frischen Wesen und ihrer Musik zu erfüllen.

Die Musik war der Mutter angenehm und wurde ihr fast zum Bedürfnis. Sie fühlte warme Wellen in ihr Herz strömen. Wie ein reichbefeuchtetes Samentorn in tiefaufgepflegtem Boden wuchsen in ihr mutige Gedanken und blühten durch die Kraft der Töne geweckte Worte leicht und hübsch auf.

Es wurde der Mutter schwer, sich mit der Unordnung Sophies auszuföhnen, die ihre Sachen, Zigarettenreste und Asche überall hinstreute, und noch schwerer, mit ihren ungebundenen Reden fertig zu werden. Das alles fiel neben der ruhigen Sicherheit Nikolais und dem unveränderlichen, weichen Ernst, der in seinen Worten lag, allzusehr in die Augen. Sophie erschien ihr als ein halbwüchsiges Ding, das sich für erwachsen ausgeben will, die Menschen aber immer noch als niedliches Spielzeug ansieht. Sie sprach viel von der Heiligkeit der Arbeit und vermehrte durch ihre Unordnung die Arbeit der Mutter, sprach über die Freiheit und genierte alle durch ihre Unduldsamkeit, ihr beständiges Zanzen und den Wunsch, sich an die erste Stelle zu drängen.

Nikolai führte Tag aus Tag ein ein gleichmäßiges, genau eingeteiltes Leben: trank um acht Uhr morgens Tee, las die Zeitung, teilte der Mutter die Neuigkeiten mit, erzählte ihr die Reden der Kausleute in der städtischen Duma, und die Mutter sah, wie die schwere Lebensmaschine die Menschen unbarmherzig zu Geld zermahlte. Sie fühlte in ihm ähnliche Züge, wie in Andrej. Gerade wie der Kleinerusse sprach er ohne Erbitterung über die Menschen, hielt alle für mitschuldig an dem schlimmen Leben; seine Zubersticht auf ein neues Leben war aber nicht so fest, wie bei Andrej. Er sprach stets ruhig im Ton eines guten, rechtschaffenen und strengen Richters, und wenn er einmal über schreckliche Dinge redete, so erschien in seinem Gesicht ein feines, mitleidiges Lächeln, während seine Augen kalt und fest glänzten. Die Mutter begriff, daß dieser Mann niemandem und nichts verzeihe, nichts vergeben könne. Sie fühlte, daß für Nikolai selbst diese Festigkeit schwer zu ertragen sei und bedauerte ihn. Und er gefiel ihr immer besser.

Um neun Uhr ging er zum Dienst, sie räumte die Zimmer auf, bereitete das Mittagessen, wusch sich, zog ein reines Kleid an und besah in ihrem Zimmer Bücher mit Illustrationen. Sie hatte schon lesen gelernt, aber das forderte von ihr stets große Anstrengung, und wenn sie las, ermüdete sie schnell. Das Besehen von Bildern aber machte ihr Vergnügen, wie einem Kinde. Die Bilder eröffneten ihr eine verständliche, fast greifbare, neue und wunderbare Welt.

Da erstanden riesige Städte, schöne Gebäude, Maschinen, Schiffe, Denkmäler, ungezählte Reichtümer, die die Menschen hervorgebracht hatten und eine sinnverwirrende Schaffenskraft der Natur. Das Leben erweiterte sich ständig, jeden Tag eröffnete sich dem Blick etwas Riesiges, Unbekanntes, Wunderbares, das durch den Ueberfluß seiner Reichtümer und durch unzählige Schönheiten die Seele der Mutter immer stärker anregte. Sie besah besonders gern den großen zoologischen Atlas, und wenngleich er in fremder Sprache gedruckt war, übermittelte er ihr doch die klarste Vorstellung von der Schönheit, dem Reichtum und der Unendlichkeit der Erde.

„Wie ist die Erde so groß!“ sagte sie beim Mittagessen zu Nikolai.

„Ja . . . und doch sind die Menschen so zusammengedrängt.“

Am meisten interessierten sie die Insekten und besonders die Schmetterlinge; sie betrachtete verwundert die Abbildungen und sagte:

„Diese Schönheit, Nikolai Iwanowitsch! Wieviel Schönheit gibt es doch überall, aber sie ist uns verschlossen, fliegt vorüber, ohne daß wir sie sehen. Die Menschen jagen hin und her, wissen nichts, können sich über nichts freuen. Haben

Weder Zeit noch Lust dazu. Wie viel Freuden könnten sie genießen, wenn sie wüßten, wie reich die Erde ist, wieviel wunderbare Geschöpfe auf ihr leben. Und alles — für alle, jedes Wesen — für das Ganze — nicht wahr?"

„So ist es!“ sagte Nikolai lächelnd. Und er brachte ihr neue Bücher mit Abbildungen.

Abends versammelten sich oft Gäste. Es kamen Alexej Wassiljewitsch, ein hübscher Mann mit blassem Gesicht und schwarzem Bart; Roman Petrowitsch, ein rundköpfiger Mensch mit Pickeln im Gesicht, der stets bedauernd mit den Lippen schmaute; Iwan Danilowitsch, hager und klein, mit Spitzbart und feiner Stimme, ein zänkischer Schreihals, scharf wie ein Pfriem, und Jegor, der sich stets über sich selbst, die Genossen und seine Krankheit lustig machte. Es erschienen auch andere Leute, die aus entfernten Städten kamen. Nikolai führte lange leise Unterhaltungen stets über ein und denselben Gegenstand mit ihnen, nämlich über die Arbeiter der ganzen Welt. Man disputierte, ereiferte sich, gestikuliert, trank viel Tee, und bisweilen versetzte Nikolai mitten in der lärmenden Unterhaltung schweigend Proklamationen. Er las sie dann den Genossen vor, sie wurden an Ort und Stelle mit Druckschrift nieder geschrieben, die Mutter sammelte sorgfältig die übergebliebenen Manuskriptstücken und verbrannte sie.

Sie goß ihnen Tee ein und wunderte sich über den Eifer, mit dem sie über das Leben und das Los der Arbeiter sprachen, sowie darüber, wie man am schnellsten und besten Gedanken über die Wahrheit unter sie säen, ihren Mut heben könnte. Oft waren sie unter sich uneins, erzürnten sich, beschuldigten sich gegenseitig, beleidigten sich und disputierten wieder.

Die Mutter fühlte, daß sie das Leben der Arbeiter besser kenne als diese Leute, daß sie deutlicher als jene den Riesenumfang der Aufgabe erfasse, die die Freunde auf sich genommen, und dieser Umstand ließ sie allen gegenüber eine gewisse herablassende Freundlichkeit an den Tag legen, und das etwas wehmütige Gefühl eines Erwachsenen Kindern gegenüber, die Mann und Frau spielen, ohne das Drama zu ahnen, das in diesen Beziehungen liegt. Sie verglich unwillkürlich ihre Reden mit denen ihres Sohnes und Andrej's und fühlte einen Unterschied, den sie anfangs nicht begreifen konnte. Bisweilen hatte sie das Gefühl, daß man hier lauter schrie als je in der Vorstadt, und sie erklärte sich das folgendermaßen:

„Sie wissen mehr, da reden sie lauter . . .“

Aber allzu oft sah sie, daß all diese Menschen sich scheinbar absichtlich in Wut brachten und erhitzten, als wollte jeder seinen Genossen zeigen, daß ihm die Wahrheit vertrauter und teurer sei als den anderen. Jeder wollte anscheinend höher hinaus, als die übrigen, und das rief in ihr Unruhe und Kummer hervor. Sie bewegte die Frauen, betrachtete alle mit stehenden Blicken und dachte:

„Patwel und seine Genossen haben sie vergessen . . . vergessen!“ Während sie stets mit großer Aufmerksamkeit dem Geßänf zuhörte und es natürlich nicht verstand, suchte sie das Gefühl, das hinter den Worten steckte und sah: wenn man in der Vorstadt über das Gute gesprochen, hatte man es heil und ganz genommen, hier aber zerschlug man es in Stücke; dort hatte man tief und stark gefühlt, hier war das Reich scharfsinniger, alles zerschneidender Gedanken. Hier sprach man mehr von der Zerstörung des Alten, dort träumte man mehr von dem Neuen, daher waren ihr die Reden ihres Sohnes und Andrej's näher, verständlicher . . .

(Fortsetzung folgt.)

Schmerzloses Zahnziehen.

Vor Jahren brachte ein amerikanisches Blatt folgende scherzhafte Anweisung für „schmerzloses Zahnziehen“ von „Professor Charlatan“: Ergreife den Zahn fest mit der Zange und rüttle daran aus Leibesträften; dazu sagst du: „Das ist die Methode des H. (deines Konkurrenten), die taugt natürlich nichts und tut sehr wehe!“ Der Patient wird schreien, du rüttelst aber nötigenfalls noch nach den Methoden des W. und Z. — und erst wenn der Zahn nur noch an einem Faden hängt, kommt deine eigene unübertroffene patentierte und ganz schmerzlose Methode. Ähnliche Scherze über den gleichen Gegenstand existieren noch in großer Zahl, daß das Wörtchen „schmerzlos“ nicht selten einen Weigeschmack von Humbug hatte.

Für ehrliche Sachleute war das Wörtchen auch wirklich häufig ein Grauel — nicht als ob sie nicht auch mit aller Kraft an-

gestrebt hätten, was es besagt — nur das, was Reflexe und Publikum darunter versteht, volle Schmerzausschaltung ohne Allgemeinbetäubung, war nach ihrer Ueberzeugung unsicher, manchmal gar nicht, häufig nur mit unvernünftiger Gefährdung oder mit sehr unangenehmen, dem Nutzen nicht mehr entsprechenden Nachwirkungen erzielbar. Zahnoperationen sind ja allerdings oft sehr kurz und wenig belästigend, manchmal aber doch sehr intensiv schmerzhaft und besonders auch sehr häufig nötig. Das Bedürfnis, die Schmerzen dabei einzuschränken, ist demgemäß alt, und wirklich waren auch Zahnärzte die ersten, welche überhaupt durch Allgemeinbetäubung (1844 Lachgas) wirklich schmerzlose Operationen einführten. Auch gegenwärtig sind die kurzen zahnärztlichen Narkosen noch sehr häufig und waren wirklich bis vor kurzem der einzige sichere Weg, um jeden Schmerz zu vermeiden. Sie sind übrigens (Chloroform ist hier nicht inbegriffen), bei vorzüglicher Anwendung und Ausschaltung aller ungeeigneten Personen, gerade auch wegen der hier genügenden äußerst kurzen Dauer (1/2 bis 2 Minuten) kaum als gefährlich zu bezeichnen, nicht mehr als etwa eine längere Eisenbahnreise und sicher weniger als manche örtliche Schmerzbetäubung mit viel Cocain und bei wenig hierzu geeigneten Personen.

Heute haben sich nun aber doch unsere Wege zur Erreichung ungefählicher, nicht schmerzender Zahnoperationen ohne Allgemeinbetäubung ganz enorm verbessert; ja nach den neuen Methoden läßt sich diese bloß örtliche Betäubung auch mit vollem Erfolge anwenden, um das Ausbohren von Zähnen behufs nachheriger Füllung, das in einzelnen Fällen — durchaus nicht immer — recht schmerzhaft sein kann, ferner sogar das Ausbohren und Ausziehen ganzer, noch lebender „Zahnnerben“ ohne jeden in Betracht kommenden Schmerz vorzunehmen. Und so ist die Narkose heute eigentlich nur noch in Ausnahmefällen nötig, z. B. bei Personen, die durch unbefiegbares Sträuben sonst jede vorsichtige Vornahme des doch unbedingt nötigen Eingriffs vereiteln würden, ferner bei der Unmöglichkeit den Mund zu öffnen infolge starker Entzündung nach der Gelenkgegend zu u. a. Die Versuche, örtliche Schmerzbetäubung zu erzielen, gehen sehr weit zurück. Schon Plinius erzählt, daß gepulverter und mit Essig befeuchteter Memphiser Marmor zu diesem Zwecke aufgelegt werde. Und das einfache örtliche Auflegen oder Anpinseln verschiedener Mittel an das Zahnfleisch ist auch heute noch sehr häufig. Die meist üblichen Bestandteile sind Menthol, Kampfer, ätherische Öle, Guajacol, Aconit, Aether, Alkohol, Chloroform, Opium, Morphium, Cocain u. a. Zu einem einigermaßen sicheren Erfolge fehlt aber das genügende Vordringen der oberflächlichen Wirkung in die Tiefe und bei unvorsichtiger Anwendung sind besonders die stark cocainhaltigen Mittel auch durchaus nicht ungefährlich. Voller Erfolg tritt jedoch auch hier nicht selten ein in leichten Fällen, ferner wenn gerade eine glückliche Suggestionswirkung zustande kommt. Wenn auch eine unpassendere Anwendung voller Hypnose behufs schmerzloser Zahnoperation auf unüberwindliche Schwierigkeiten und Bedenken stößt, die einfache Wachsuggestion kommt sehr häufig mit und ohne Absicht des Operierenden im Wirkensfeld. Nur schade, daß dies harmloseste aller Mittel für unsere Zwecke gar so unsicher ist. Daß aber wirklich sehr heftige Schmerzen im Gebiete der Zahnnerben durch psychische Einflüsse aufgehoben werden können, haben wohl schon sehr viele Leser an sich selbst beobachtet, wenn z. B. heftiger Zahnschmerz ganz verschwand, sobald sie zum Zahnarzt kamen u. a. Sicher ist die Suggestion bei vielen harmlosen, aber doch häufig wirksamen Mitteln die Hauptsache (z. B. Wepinseln mit kölnisch Wasser oder dergleichen), sie ist auch stets eine wertvolle Unterstützung, muß aber zur Beurteilung des wirklichen Werts eines Mittels an sich möglichst ausgeschaltet werden.

Ein anderer Weg zu örtlicher Schmerzbetäubung wurde durch mannigfache Elektrizitätsanwendungen eingeschlagen. Aber auch hiermit sind einigermaßen gleichmäßige und zuverlässige Wirkungen bis jetzt nicht erzielbar. Eine dritte Methode ist Kälteanwendung. Eiskälte oder gar gefrorene Körperteile werden bekanntlich unempfindlich. Früher verwandte man Aetherspray, seit vielleicht 1/2 Jahrzehnten ist aber im Chloräthyl und im noch intensiver wirkenden Metäthyl etwas Besseres gefunden. Diese Flüssigkeiten haben einen sehr tiefen Siedepunkt (zum Teil schon bei 0 Grad), demgemäß spritzen sie bei gewöhnlicher Temperatur von selbst aus ihrer Röhre hervor, sobald eine sonst fest verschlossene Ausflußkanüle geöffnet wird. Die so auf die Haut resp. das Zahnfleisch aufsprühende Flüssigkeit erzeugt sofort intensive Verdunstungskälte, bald sogar eine Eiskruste. Leider ist aber auch hier die Tiefenwirkung recht häufig ungenügend und zudem wirkt die große Kälte an sich in manchen Fällen trotz aller Vorsichtsmaßregeln recht schmerzhaft. Nicht selten wird aber auch die Wirkung durch gleichzeitige (an sich unbeabsichtigte) Einatmung vertieft, teils mittels sehr leichter, kaum wahrnehmbarer Allgemeinbetäubung, teils mittels bedeutend erhöhter Empfänglichkeit für Suggestion. Besonders wohl wegen ihrer relativen Ungefährlichkeit und der bequemen Anwendungsweise sind diese Mittel auch heute noch die meist verwandten. Eine sichere Methode besitzen wir, seit (etwa vor 20 Jahren) Kokaininjektionen ins Zahnfleisch versucht wurden. Anfangs wurde das Mittel in hohen Dosen und sehr hoher Konzentrierung (bis zu 50 Proz.) verwandt. Mit der Zeit stellte sich aber Kokain als recht gefährlich heraus, unvorsichtige Anordnung bei Zufahraktionen hatte gar nicht selten die bedenklichsten Vergiftungserscheinungen, einige Male sogar Tod im Ge-

folge. Deshalb ging man fortwährend mit Dosis und Konzentration herab, endlich auch mit entschiedener Einbuße am Erfolge. Man suchte auch nach Ersatz und bald sollte eine Reihe von Präparaten (z. B. Eulain, Nirvanin, Aloin, Tropakolain u. a.) bei gleichzeitiger Ungefährlichkeit das Kokain ersetzen. Alle haben sie aber ihre Schattenseiten (bei einigen z. B. bedeutende nachherige Anschwellungen), sind auch nicht ganz ungefährlich, und meistens lehnte man wieder zu Kokain, als dem zuverlässigsten, zurück. Sehr große Vorteile, auch für Zahnoperationen, brachte Schleißs Infiltrationsmethode. Bekanntlich handelt es sich hier darum, daß schon bloße Durchtränkung des Gewebes im wesentlichen mit einfachem Wasser genügt, die entsprechenden Nerven empfindungslos zu machen — ein kleinster, absolut harmloser Kokain- und Morphiumzusatz soll mehr nur die Empfindlichkeit bei der Gewebsdurchtränkung an sich mildern. Für Zahnoperationen aber erwiesen sich die großen nötigen Flüssigkeitsmengen der örtlichen Verhältnisse halber als sehr erschwerendes Moment, der Erfolg blieb deshalb häufig unbefriedigend und manchmal war die Methode überhaupt undurchführbar. Sicher wurde aber durch diese Versuche die Technik der Infiltration sehr wesentlich vervollkommen, wenn man auch die Lösungen meistens bald wieder durch stärkere ersetzte. Dabei suchte man durch allerlei Zusätze die Giftigkeit des Kokains zu mildern (z. B. durch Atropin), ferner die Wirksamkeit schwächerer Lösungen zu erhöhen (u. a. durch Beimischungen von Wasserstoff-superoxyd, Gelatine, auch Aether und Alkohol). Nichts befriedigte vollständig, auch nicht Mischungen wie Kokain mit Eulain. Auf letztere wie auch andere oben genannte Mischungen traten auch wieder fast stets Anschwellungen, manchmal sogar gangränöser Zerfall von Schleimhautpartien ein. Einen wirklichen großen Fortschritt bildete die Verwendung des wirksamen Bestandteils der Nebenbase zu den Einspritzungen. Zwar das erst verwandte Präparat, das „Anämorenin“, zeigte manche Schattenseiten, um so brauchbarer ist dagegen nach bisheriger Erfahrung das „Adrenalin“. Das Mittel erhöht die Wirksamkeit des Kokains bedeutend bei gleichzeitiger erheblicher Verminderung der Gefährlichkeit und schränkt außerdem die Blutung wesentlich ein. Anschwellungen treten nach seiner richtigen Verwendung seltener und in geringerem Maße auf als bei allen anderen Injektionsmitteln zu unserem Zwecke. Die Hauptwirkung des an sich nicht schmerzbetäubenden Adrenalins ist normale Schaffung einer sehr blutarmen Partie, in der die zugleich verwandte schwache Kokainlösung einerseits sich besser verteilt, andererseits länger verbleibt, ohne nach anderen Körperteilen geführt zu werden. Durch die, wenn auch kleine Blutung wird dann wieder ein großer Teil Kokain nach und nach ausgeschieden und nur wenig kommt in kleinsten Mengen und ganz allmählich (die Adrenalinwirkung dauert ziemlich lange) in den allgemeinen Kreislauf, so daß von einer Vergiftungsgefahr bei einiger Vorsicht nicht mehr die Rede sein kann. 8—10jährige Kinder ertragen die neuen Lösungen ohne jede Nebenwirkung, während in diesem Alter einfaches Kokain sehr gefährlich wäre. Und die schmerzauhaltende Kraft ist so erhöht, daß im Vergleiche zu früher nur noch etwa der dritte bis vierte Teil Kokain für gleichen, meist aber besseren und sicheren, manchmal früher überhaupt nicht erreichbaren Erfolg nötig ist. Und wenn auch noch bei bestimmten, besonders ungünstigen (meistens voraus erkennbaren) Verhältnissen die Wirkung etwas unvollständiger, ferner die Einspritzung an sich bisweilen bei hochgradiger Entzündung unangenehmer und schwieriger ist — erträglich allermindestens gestaltet sich die Sache auch in den wenigst günstigen Fällen. Sonst aber ist der Erfolg vollständig. Zu all dem kommt nun noch, daß, wie schon oben erwähnt, diese Infiltration es auch ermöglicht, das bisweilen so gefürchtete „Ausbohren“ und sogar das „Nervausziehen“ ohne Schmerz vorzunehmen. Wenn auch für ersteres an Stelle der früheren wenig genügenden Mittel neuerdings in der Kohlen-säureapplikation ein besserer Weg gefunden war — Umständlichkeit, Kostspieligkeit der Apparate und andere Schattenseiten verhindern die allgemeine Anwendung. Jetzt lassen sich bessere Erfolge auf einfachere Weise erzielen.

So dürfen wir wohl annehmen, daß die neueren Fortschritte eine rechte Wohltat für die mit Zahnleiden geplagte Menschheit bedeuten.

R. J.

Kleines feuilleton.

Literarisches.

Heinrich Hart. „Gesammelte Werke. 1. Band.“ Berlin. Egon Fleischel u. Co. — Von den gesammelten Werken des im vorigen Jahre verstorbenen Heinrich Hart liegt jetzt der erste Band vor; er enthält eine Anzahl sorgfältig ausgewählter Gedichte und zwei Gefänge des unvollendeten Epos: „Das Lied der Menschheit“. Was der Verstorbene für die moderne Literatur als schaffender Künstler, als Ästhetiker, Kritiker und Kämpfer bedeutet hat, ist in diesen Blättern und in der „Neuen Welt“ gelegentlich seines Todes ausführlich dargelegt worden. Nun gibt auch das vorliegende Buch uns Kunde vom Wollen und Wirken des Zeit seines Lebens nach Wahrheit und Schönheit Ringenden. Und jede Zeile dieses Buches atmet Kraft und selbstbewusste Männlichkeit. Und aus jedem Rhythmus dieser Vieder jauchzen Frühling und Sonne. Etwas Großangelegtes, Weitenüberschauendes spricht uns aus diesen Gedichten an. Man muß an

Hölderlin denken, oder an den Goethe, der den „Prometheus“ geschaffen. Aber auch Kampflieder sind da: voll von Trost, voll von unabwieslichen Zeitforderungen und eisernem Wollen, deren Takt wie Hammerschlag klingt und sich einem unbergänglich ins Ohr gräbt. Da sind tiefempfundenen Gedichte, die vom Menschheitsfrühling erzählen, von Freiheit und Gleichheit, von Lebensglück und Daseinsfreude, wie sie begeistert und siegesgewisser selten gesungen sind. Wir nennen hier: „Die Zeit — und Du?“, „Es kommt ein Tag, es kommt die Stunde . . .“ und das ergreifende, zukunftsfreudige „Avalun“.

Vom „Lied der Menschheit“ bietet unser Buch die beiden Epen „Tul und Rahida“ und „Rimrod“. Hier gibt sich der Dichter in seiner ganzen Eigenart, in seiner reichsten Genialität. Entlegene Zeiten stehen vor uns auf. Sie werden nicht beschrieben: sie werden neu geschaffen. Der Dichter zwingt unsere Phantasie, selbst schöpferisch tätig zu sein. Da erstehen Landschaften vor uns und Menschen, wie sie in Urzeiten auf Erden wandelten: in ihren Instinkten, Wünschen und Neigungen noch Halbtiere. Melodisch quillt die Sprache, bilderreich, farbenprächtig und gewaltig an izeinischer Plastik. Eine große, echte Kunst weht uns an, die das Getünfelte haßt und uns Leben im poetischen Gewande gibt, wie es der Dichter in seiner reichen Phantasie geschaut. In diesem Sinne heißt es auch in dem das Niesenepos einleitenden, an Julius Hart gerichteten Vorwort: „... von jenem Gipfel aus will ich Umschau halten und erzählen, was groß und deutlich mit vor Augen tritt; alles Kleinliche, nicht alles Kleine, mag im Nebel liegen bleiben; denn der Dichter malt nur den Charakter und die Seele dessen, was er sieht; und er sieht nur das Ganze.“

Die von Freunden und Verehrern des Dichters veranstaltete Herausgabe der Gesamtwerke Heinrich Harts ist nicht nur vom literarischen Standpunkte aus mit Freuden zu begrüßen. In diesen Schriften dokumentiert sich auch das sozialreformatorische Wollen der achtziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts auf ästhetischem Gebiete. Und auch da war der Verstorbene Führer und Kämpfer. Wir können den vorliegenden Band, dem ein vorzügliches Porträt des Toten in Kupferdruck beigegeben ist, auch den Arbeitervereinen zur Anschaffung für ihre Bibliotheken empfehlen. —

—n.

Theater.

Friedrich Wilhelmstädtisches Schauspielhaus. „Winterschlaf“, Schauspiel in drei Akten von Max Dreyer. Nach der überraschend gelungenen Eröffnungsvorstellung des Hebbelschen Siegfried hinterließ der erste Versuch des neuen Ensembles im modernen Schauspiel eine gewisse Enttäuschung. Die unvergleichlich leichtere Aufgabe, den in den Szenen des „Winterschlaf“ liegenden Stimmungsgehalt lebendig zu machen, ward im geringeren Grade als die mächtige, von dem Dramatiker des Nibelungenliedes gestellte bewältigt. Es gebricht der Bühne an tüchtigen Kräften gewiß auch im modernen Fache nicht; nur daß eben für Dreyers in der weltfernen Wintereinsamkeit des Försterhauses sich verzehrendes Mädchen, für das weiche, träumerische Geschöpf mit den stillen schweren Bewegungen, dem lastenden Druke auf der Seele, keine Nachbildnerin zur Stelle war. Darum mußte das Ganze ohne wesentliche Wirkung bleiben. Die Fähigkeit der vom Lustspielhause her rühmlichst bekannten Frau Mallinger, die man in die Bresche geschickt, liegen nach einer ganz anderen Richtung, konnten hier nicht zur Geltung kommen. Es fehlte ihrer Trude der unbestimmte feine Dämmerreiz der Schwermut, die Ausstrahlung des Träumerischen, die in dem Zuschauer ein Mit- und Nachklängen ähnlichen Empfindens weckt, — etwas Edig-Epikes, Aggressives war in Ton und Gesten, eine unliebenswürdige Disputierbereitschaft, die statt einzulassen und mitzugreifen, eine unwillkürliche Opposition, ein Mißtrauen in die Echtheit und das Recht jener Mädchenschmerzen hervorrief, die verschiedenen im Dreyerschen Dialog mit unterlaufenden papiernen Tiraden markierten sich unter diesen Umständen doppelt scharf. Farblos, ohne intim stimmungsvolles Arrangement war das Forthaus, das Fenster ohne Ausblick auf den fallenden Schnee, den weiten weißen Wald. Auch der alte Förster in Holthaus' Darstellung kam nicht herbortragend charakteristisch heraus. Daß der Schauspieler beim Sprechen die Pfeife im Mund behielt, war, mag es noch so gut bezeugte fortmännische Gewohnheit sein, ein übel angebrachter Naturalismus; im ersten Akte blieb dadurch vielleicht die Hälfte seiner Reden unverständlich. Sympathisch wirkte Rudolf Werner, der treffliche Siegfrieddarsteller, in der leger-natürlichen und doch warmen Art, wie er den jungen, sozialistisch angehauchten Schriftsteller gab. Gut traf Herr Vettinger das Wesen von Trudes brutal-gewaltstamm Bräutigam. Agnes Werner malte die schlimme Tante Ida mit reich detaillierender Kleinkunst, nur allzu abstoßend, aus.

Meteorologisches.

Gloden als Wetterzeichen. Nach einem Weiterbreiteten Volksglauben ist ein sicheres Anzeichen für drohenden Regen, wenn der Klang ferner Gloden besonders deutlich hörbar ist. Diese Meinung steht im Vergleich mit dem Mißtrauen, das in die ungewöhnlich klare Sichtbarkeit entfernter Gegenstände gesetzt wird, die namentlich im Gebirge als ein untüchtiger Prophet schlechten Wetters gilt. Ein Meteorologe hat in den monatlichen Wetter-Mundschau die vom Wetterbureau der Ver-

einigten Staaten herausgegeben wird, die Bedeutung jener alten Bauernregel mit Bezug auf den Glockenklang genauer untersucht und hält sie danach für irrthümlich. Im allgemeinen wird die Fortpflanzung des Schalles weder durch die Temperatur der Luft noch durch ihren Feuchtigkeitsgehalt wesentlich beeinflusst. Dagegen hängt sie, wie jeder weiß, sehr von der Windrichtung ab, außerdem von dem gleichmäßigen Zustand der Luftschichten. Ist ein solcher in hohem Grade vorhanden, so wird der Schall von einem horizontalen Wind, der gewöhnlich in der Nähe des Erdbodens schwächer und weiter oben oft stärker ist, aus der geraden Linie herausgetragen und geht infolgedessen über einen Menschen hinweg, der sich in der Windrichtung befindet. Ist die Luft beispielsweise, wie es oft am frühen Morgen stattfindet, in der unteren Schicht ruhig, während darüber ein starker Wind bläst, so wird auf der Windseite überhaupt kein Schall wahrnehmbar sein, auf der Leeite dagegen in verstärktem Grade. Gewöhnlich ist die Luft aber überhaupt nicht gleichmäßig zusammengesetzt, sondern eine Mischung von Wärme und Kälte, trockenen und feuchten Massen. Dadurch erleidet die Fortpflanzung des Schalles mehr oder weniger große Unregelmäßigkeiten, die namentlich bei starkem Sonnenschein verstärkt werden. Die Tragweite einer Glocke ist bei sonnigem Wetter überhaupt immer geringer als bei bewölktem Himmel, ferner geringer am Tage als in der Nacht, auf dem Lande als auf der See und im Flachland als im Gebirge. Die weite Hörbarkeit von Geräuschen in ruhigen Nächten bei trübem Himmel beruht darauf, daß dann die Luft am gleichmäßigsten gemischt ist.

Medizinisches.

Das Gift der Cholera. Im nächsten Jahr ist ein Vierteljahrhundert vergangen, seit Robert Koch zum erstenmal den Keim der Cholera unter dem Mikroskop erblickte. Damals blieb es noch einige Zeit räthselhaft, ob dieses winzige Wesen wirklich der Erreger der entsetzlichen Krankheit sein könnte, aber heute besteht mehr die mindeste Unsicherheit in dieser Beziehung. In den Ausscheidungen jedes Cholera-kranken läßt sich dieses Kleinwesen nachweisen, und niemals ist es bei Gesunden zu finden, außer bei den gottbegnadeten Personen, die gegen die Cholera durch natürliche Anlage gefeit sind und daher beliebig viele Cholera-bazillen verschlucken können, ohne der Seuche zu verfallen. Der Bazillus oder, wie es mit dem Fachausdruck heißt, die Vibrio der Cholera, ist etwa 1 1/2 Tausendstel Millimeter lang und von einer Gestalt, die ihm den allgemein bekannten Namen des Komma-Bazillus eingetragen hat. Gassen zwei Bazillen zusammen, so bilden sie gewöhnlich ein S, und aus der Vereinigung vieler können zuweilen lange Spiralen entstehen. Außerdem ist der Keim durch den Besitz einer langen feinen Geißel ausgezeichnet, wie sie manche einzellige Tiere aufweisen. Die Erscheinung, die eine Kolonie von Cholera-bazillen in einem hängenden Wassertropfen unter dem Mikroskop darbietet, hat Koch mit einem Müdenschwarm verglichen. Während andere Bakterien, namentlich die im Darm lebenden, nur unter Ausschluß der Luft zu gedeihen vermögen, ist dies beim Cholera-bazillus nicht der Fall, und er ist deshalb auch verhältnismäßig leicht zu züchten. Bei einer Temperatur zwischen 30 und 40 Grad genügen schon wenige Stunden, um aus einigen Keimen in Fleischbrühe eine ganze Kolonie entstehen zu lassen. Um ganz genau zu wissen, daß es sich bestimmt um Cholera-keime und keine anderen handelt, wird noch ein künstlich hergestelltes Anticholera-Serum zur Prüfung benutzt, das vom Institut für Infektionskrankheiten in Berlin in getrocknetem Zustande und in einem festgekitteten Stärkegrade bereitgehalten wird. Bei den ungeheuerlichen Verheerungen, die der Cholera-bazillus anrichten kann, wie ja die Geschichte der Epidemien in abschreckender Weise zeigt, ist es noch als ein Glück zu betrachten, daß dieser Keim nicht eine noch größere Lebensfähigkeit besitzt. Vor allem braucht er Feuchtigkeit zum Gedeihen, und in Ermangelung solcher stirbt er in etwa zwei Stunden. Daher wird angenommen, daß eine Ansteckung durch Staub, die für so viele Erkrankungen verantwortlich zu machen ist, im Falle der Cholera nicht zu befürchten steht. In heißem Wasser gehen die Bazillen sofort zugrunde und sind auch gegen allerhand Desinfektionsmittel sehr empfindlich. In gewöhnlichem Wasser entfaltet sich das eigentliche Leben des Cholera-bazillus, wo er sich unter Umständen monatelang lebend und ansteckungsfähig erhält. Der einzige Ansteckungsweg sind Mund und Magen, während ein Eindringen des Keims in die Lungen oder in Wunden unschädlich bleibt. Die Cholera-epidemien lassen sich in zwei Gruppen trennen, je nachdem sie durch Infektion des Wassers verursacht werden oder durch andere Wege einer unmittelbaren Berührung verbreitet werden. In ersterem Falle kann der Ausbruch einer Epidemie noch viel mehr einen sozusagen explosiven Charakter tragen als beim Typhus. Es ist schon vorgekommen, daß in Großstädten Hunderte und sogar Tausende innerhalb eines einzigen Tages von der Seuche befallen wurden. Das wird außer durch die schnelle Verbreitung der Keime im Wasser nur dadurch möglich, daß zwischen der Aufnahme des Erregers und dem Ausbruch der Krankheit nur 12—24 Stunden vergehen. Bei der leichten und fast unübersichtbaren Verbreitung der Bazillen durch das Wasser wird die Vermeidung oder Einschränkung von Cholera-epidemien begreiflicherweise sehr erschwert, und es gehört daher zu den größten Ruhmestiteln der Wissenschaft, daß sie eine große

Epidemie nun schon seit langer Zeit von unseren Grenzen fernzuhalten gewußt hat.

Technisches.

Quarzlampen. Die Quecksilberdampflampen, deren Vogen nicht in einer Glasröhre, sondern in einem Gefäß von geschmolzenem Bergkristall, sogenanntem Quarz, brennen, sind in jüngster Zeit nicht nur medizinischen, sondern auch allgemeinen Zwecken dienlich gemacht worden. Da bei diesen Lampen kein Zerspringen zu fürchten ist, können sie mit einer großen Stromstärke brennen. Bei dieser Stromstärke ist einerseits der Energieverbrauch sehr günstig, bei weitem günstiger als bei gewöhnlichen Lampen, andererseits ist auch die Farbe des Lichtes nicht so unangenehm wie bei den gewöhnlichen Quecksilberdampflampen. Sie können daher ganz gut zur Beleuchtung von Hallen und Plätzen in gewöhnlicher Aufhängung verwendet werden, wie z. B. auf der Ausstellung für Erfindungen der Kleinindustrie gezeigt wird. Auch Innenräume können, besonders indirekt, mit diesen Lampen beleuchtet werden. Allerdings ist so eine Lampe noch viel teurer als die gewöhnlichen Vogenlampen, weil der geschmolzene Quarz ein teures und schwer zu bearbeitendes Material ist. Doch macht sich der hohe Anschaffungspreis durch die Ersparnisse in den Betriebskosten bezahlt. Eine solche Quarzlampe kann bis zu 1000 Stunden brennen, ohne daß irgend ein Ersatz oder dergleichen notwendig wird. Auch zu rein industriellen Zwecken soll diese Quarzlampe mit Vorteil verwendet werden können, so z. B. in der Lederindustrie zum Trocknen von Glanzleder. Für diesen Zweck kam bisher nur die Strahlung der Sonne in Betracht, da sich alle künstlichen Licht- und Wärmequellen als ungenügend erwiesen. Nur die Quarzlampe scheint, wie Versuche zeigen, für diesen Zweck die Sonne ersetzen zu können. Auch sind Versuche in Vorbereitung, die Strahlung der Quarzlampe zur Sterilisation von Flüssigkeiten wie Milch, Trintwasser zu benutzen, da festgestellt ist, daß diese Strahlung eine starke Bakterien tödende Wirkung hat. Die zu sterilisierende Flüssigkeit soll dabei entweder die in ein Gehäuse eingebaute Quarzlampe umspülen oder aber in einer dünnen Schicht in einer geeigneten Ebene herablaufen und dabei von einer Quarzlampe bestrahlt werden.

Humoristisches.

— Ein gutes Patent. Herr und Frau Patentanwalt K. haben für den Abend große Gesellschaft angesetzt. Am Morgen dieses Tages kommt die Frau Anwalt aufgeregt in das Arbeitszimmer ihres Gemahls mit den Worten: „Denke mir, lieber Mann, unsere Köchin ist plötzlich erkrankt; sie liegt zu Bett und kann nicht arbeiten — gerade heute am Tage unserer großen Gesellschaft! Was soll ich nur machen?“
 „Ja, gesund machen kann ich sie auch nicht. Vielleicht kannst Du Dir eine Aushilfsköchin besorgen.“
 Die Frau geht hinaus. Der Anwalt arbeitet weiter. Beim Mittagbrot trifft er seine Frau ganz vergnügt an und fragt verwundert: „Nun, wie hast Du Dir denn betreffs der Köchin geholfen?“
 „D, das ist zum Glück sehr gut gegangen. Meine Jungfer kann gut kochen, die habe ich für heute zur Köchin gemacht und unsere Amme zur Jungfer.“
 „D, das hast Du fertig gebracht? Darauf mußt Du ein Patent nehmen!“
 — Inkonsequent. „Drei Monat hat Dir da Amtsrichter drauf' haut, Sepp, weg'n Wilderns?“
 „Ja, a Vierteljahr. Und dabei is er der Vorstand des Vereins zur Erhaltung alter Volksitt'n.“
 („Lustige Blätter.“)

Notizen.

— Berliner Buchgewerbesaal. Ausgestellt sind zurzeit eine größere Anzahl moderner Plakate, welche den gegenwärtigen Stand unserer Plakatkunst veranschaulichen. Die Ausstellung ist täglich von 11—2 Uhr geöffnet, Dessauerstr. 2 III. Der Eintritt ist frei.
 — Ein neues Lustspiel Ludwig Fuldas: „Der Dummkopf“ wird am Wiener Burgtheater zur Uraufführung gelangen.
 Ueber Wellmann kommt eine Nachricht aus Tromsø, wo die norwegische Nordpolexpedition unter Mittmeisler Isachsen am 8. d. M. eingetroffen ist. Sie berichtet, daß Wellmann am 26. August noch nicht aufgestiegen war. Seitdem herrschten Nordwind, Nebel und Schnee, was den Aufstieg verhinderte. Falls der Aufstieg bis zum 5. September unmöglich sei, wollte Wellmann seinen Plan für dieses Jahr aufgeben und seine Versuche im nächsten Jahre fortsetzen. Er würde in diesem Fall Ende September mit dem Dampfer „Frisbjof“ in Tromsø erwartet werden.
 — Die Nordpolexpedition Mikkelsen, von der vor einigen Tagen berichtet wurde, daß sie verloren sei, ist wohlbehalten, wie ein nach London gelangtes, in Gibbon (Alaska) ausgegebenes Telegramm des Expeditionsethnographen Stefansson beweist. Das Telegramm lautet: „Eisreise glücklich durchgeführt. Mikkelsens Telegramm folgt. Stefansson.“ Danach ist an der Unrichtigkeit der früheren Hiobspost nicht zu zweifeln.